

Marek Prawda

Deutsch-polnischer Brückenschlag
Würdigung: Peter Bender (1923 – 2008)

Sehr geehrte Frau Eva Bender,
Sehr geehrter Herr Dr. Schorlemmer,
Sehr geehrter Herr Professor Bahr,
Meine Damen und Herren,

Als wir vor etwa zehn Jahren in Warschau das Denkmal für Willy Brandt errichten wollten, sprach mein damaliger Chef, Außenminister Bronisław Geremek, von einem „Wunder der deutsch-polnischen Versöhnung“. Er sagte zu mir: „Es muss ja unglaublich viel geschehen sein, wenn ich, mit meiner Biografie, mich heute für die Würdigung eines deutschen Bundeskanzlers in Warschau einsetzen soll“. „Übrigens bewundere ich die Unbekümmertheit, mit der Sie diesen Vorschlag machen“ - fügte er trocken hinzu. Man spürte bei ihm, einerseits, eine gewisse Skepsis. Andererseits hatte er aber sichtliche Freude an der Überwindung dieser Skepsis.

Einen ähnlichen Weg legten manche unserer Eltern oder Großeltern zurück. Es muss ja in der Tat „unglaublich viel geschehen sein“, damit diesen Weg so viele, so selbstverständlich, so gerne und so neugierig gehen konnten. Und es muss auf der deutschen Seite manche gegeben haben, die diesen Weg möglich machten. Der deutsch-polnische Annäherungsprozess hatte viele Wenden, Zäsuren, Nullstunden, Rückschläge und Höhepunkte. Aber auch seine eigene „Technologie“, Dramatik und außergewöhnliche Akteure. Allen voran – Peter Bender. Das Wunder der deutsch-polnischen Versöhnung war das Gespräch. Und Peter Bender gehörte zu den Klassikern dieses sehr früh begonnenen, aufrichtigen und einfühlsamen Gesprächs. Er suchte Dialog in der Zeit der Monologe und Sprache in der Zeit der Sprachlosigkeit. Er setzte sich zum Ziel - als das noch nicht große Mode war -, Polen den Deutschen näher zu bringen und vertrauter zu machen. Seine Sprache, Einstellung und Zuwendung waren zunächst der Stimmung in beiden Ländern weit voraus. Die ersten zwanzig Nachkriegsjahre verbrachte man ja weitgehend damit, den deutsch-polnischen Antagonismus zu festigen - und manchmal sogar zu zelebrieren. Der deutsche Revisionismus war für die polnischen Kommunisten als Ersatz für fehlende Legitimität im Lande sehr nützlich. Den Deutschen erschien Polen, der gering geschätzte Nachbar im Osten, beinahe als Nutznießer des Krieges, an dem sich die Kriegsfrustrationen am einfachsten abreagieren ließen. Verstärkt wurde dies zum einen durch die sensible Natur der Grenzfrage und zum anderen durch die verlogene kommunistische Geschichtspolitik.

Vor diesem Hintergrund wurde Peter Bender auf Polen einfach neugierig. Nicht, weil er dort nach seinen Wurzeln forschte. Er wurde neugierig auf Polen, weil er neugierig auf Deutschland war. Er wusste, dass man Neues über Deutschland erfahren kann, wenn man mehr über seinen Nachbarn lernt. Die Polen haben diese spezifische Haltung bei ihm früh entdeckt und honoriert. Peter Bender war jahrzehntelang in der polnischen Öffentlichkeit präsent – als Historiker, Journalist, Rundfunk-Korrespondent. Er publizierte in der Wochenzeitung „Polityka“ und knüpfte dort Kontakte zu jungen Berufskollegen, die sich für Deutschland interessierten und neue Wege beschreiten wollten. Sein Rat wurde geschätzt und gesucht. Bei Bender fiel den polnischen Lesern auf, dass seine Analysen nicht erst 1945, sondern 1939 ansetzten. Und als der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt 1970 nach Polen kam, um „die Ergebnisse der Geschichte anzunehmen“, wussten manche Beobachter schon,

dass Peter Bender da seine Finger mit im Spiel hatte. Er galt als einer der Protagonisten der neuen Ostpolitik, die sich zunächst in seinem Buch „Offensive Entspannung“ ankündigte.

Die auf Verständigung angelegte Ostpolitik brachte den Bürgern des östlichen Teils Europas eine deutliche Erweiterung der zivilgesellschaftlichen Verbindungen mit dem Westen und neue Reisemöglichkeiten. Es war mir damals klar, dass meine erste private Reise ins westliche Ausland, 1976 nach Aschendorf im Emsland, auf diese Lockerung zurückzuführen war. Ich durfte damals sogar mein Idol, Willy Brandt, auf einer Kundgebung in Cloppenburg live erleben. Die demokratische Opposition in Polen konnte sich nunmehr auf den Korb von Helsinki berufen, mit dem die Menschenrechte in die internationalen Beziehungen eingeführt worden waren. „Für Westdeutsche und Polen hatte der Warschauer Vertrag 1970 den Weg zur Gewöhnung aneinander und zur Versöhnung freigemacht. Danach kamen Wirtschaft, Gesellschaft und Menschen weiter miteinander voran als die wechselhafte Politik“ – schrieb Peter Bender.

Dem ist nur hinzuzufügen, dass dieser Prozess durch ein empathisches Gespräch der christlichen Kreise in den beiden Ländern begleitet wurde. Das Versöhnungsangebot der polnischen Bischöfe von 1965, „Wir vergeben und bitten um Vergebung“, löste ein ehrliches und kritisches Nachdenken über das Verhältnis zu allen unseren Nachbarn aus. Sich „im Geiste der Botschaft der Bischöfe“ zu äußern, hieß: sich anständig zu verhalten, sich selbst mit den Augen der Nachbarn zu betrachten. Trotz unermüdlicher Diffamierungskampagnen der Kommunisten wurde die selbstkritische, offene Sprache der Bischöfe zum moralischen Standard und zur Medizin gegen Nationalismus und Intoleranz. Für mich war das auch die erste Lektion der polnischen Schizophrenie im öffentlichen Leben des kommunistischen Staates. Mein Vater, der Lehrer war, fand die Botschaft der Bischöfe „klug und mutig“. Er sagte aber zu Hause, der Schulleiter erwarte von allen Lehrern, dass sie ihre Schüler gegen die Bischöfe – „diese Verräter am Polentum“ – aufhetzen.

Und es waren katholische Publizisten, die in den Siebzigerjahren eine Debatte über einen tragischen Helden, den evangelischen Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, und seinen Widerstand im Dritten Reich initiierten. Die Begegnung mit Bonhoeffers Schriften und mit seiner Biografie wurde zu einer Beschäftigung mit dem persönlichen Schicksal eines Deutschen. Dies war nicht ganz unbedeutend für das damals sehr belastete deutsch-polnische Verhältnis.

Über das Jahr 1980 schreibt Peter Bender: „Die Polen, aus Temperament und Tradition zur Rebellion gestimmt, machten 1980 den Anfang. In Danzig entstand und in Warschau wurde zugelassen, was es gar nicht geben durfte: eine von Partei und Staat unabhängige Gewerkschaft, (...)“. Hier würde ich ergänzend sagen, dass wir zusätzlich für uns das Temperament für den Runden-Tisch-Geist und eine sich selbstbeschränkende Revolution reklamieren. Und eine Neigung zur Nicht-Überschreitung der roten Linien.

Bereits in den Siebzigerjahren stellte man sich in Polen ab und zu die Frage, ob das traditionelle Status-quo-Denken nicht zu sehr unsere Unfreiheit zementiert. So bekam die Ostpolitik für uns – vor allem angesichts der neuen Entwicklungen - auch ein anderes Gesicht. „Um des Friedens willen haben wir in Deutschland auf die Vereinigung verzichtet, deshalb solltet ihr im Osten auch etwas für den Frieden tun – nämlich auf die Freiheit verzichten.“ Das ist etwas zugespitzt ausgedrückt, doch ungefähr so verstanden wir manchmal unsere westlichen Nachbarn. Als 1988 in Polen unabhängige politische Klubs aus dem Boden schossen und die Arbeiter sich zu rühren begannen, berichtete ich darüber – voller Begeisterung und Hoffnung – Studenten an der Universität in Hamburg. Sie teilten meine

Euphorie nur gemäßigt und betrachteten meine Hoffnung als die neuste Ausgabe der chronischen polnischen Unruhestifterei. Sie schlugen uns vor, „untypisch“ ruhig zu bleiben. „Ihr werdet doch eure Freiheit von Gorbatschow irgendwann geschenkt bekommen“. Was sie uns in Aussicht stellten, war eine mildere Variante des Kommunismus - in 5 oder spätestens in 50 Jahren. Ich bewunderte dieses deutsche Temperament für Lösungen, die nur von oben kommen müssen!

In einem Gespräch mit Bronisław Geremek im Jahre 1990 räumte Willy Brandt ein, dass er lange Zeit nicht an eine konstruktive Rolle der Dissidenten-Bewegungen geglaubt habe. „Heute weiß ich, dass man mit nichtpolitischen Methoden ein Imperium zum Sturz bringen kann“ – soll er hinzugefügt haben. Der Satz hat Geremek unwahrscheinlich imponiert. An dieser Frage schieden sich die Geister, und die Kontroverse lebt auch heute noch fort. Wem gehört 1989? Wer brachte die Mauer zu Fall – Regierungen oder Menschen? Der britische Historiker Timothy Garton Ash sagte vor kurzem in Berlin, die wichtigste Erkenntnis aus dem „Jahr der Wunder“ sei für ihn die, dass die Menschen selber Geschichte machen können.

Wir wissen um die historischen Verdienste Michail Gorbatschows. Sie sind über alle Zweifel erhaben. Ebenso wie die Verdienste der Amerikaner und aller Politiker, die mit ihm klug verhandelten. Wir halten es aber für genauso wichtig, dass die Rolle eines neuen Akteurs, der damals die Bühne betrat, nicht vergessen wird: die Gesellschaft, die Menschen. Wenn wir die Gesellschaft beiseite schieben, dann übersehen wir das Wichtigste, was diese Revolution ausmachte: dass Runde Tische die Guillotine ersetzen und Wahlzettel Revolver. Wie auf dem Wahlplakat der „Solidarność“, das bei uns zur Ikone der friedlichen Veränderungen wurde. Der Sheriff aus dem berühmten Film „High Noon“ mit dem Wahlschein in der Hand war Teil unserer neuen Identität und unseres mitteleuropäischen Traums. Es stimmt – wir wollten uns schöner malen, als wir waren. Ähnlich wie Gary Cooper auf dem Filmplakat wollten wir unbezwingbare Gesetzeshüter werden. Mit einem zuweilen unerträglichen Pathos schickten wir uns an, „Einwohner in Staatsbürger zu verwandeln“. Ein bisschen Illusion, ein bisschen Programm.

Ich hätte mich auf eine Diskussion mit Peter Bender über diese Fragen gefreut. Immerhin haben wir aber seine Texte: „Preußen brauchte drei Kriege, um zur Einheit Deutschlands zu kommen, die Vereinigung des Jahres 1990 wurde nicht gegen, sondern mit Europa zustande gebracht“. Dieser Gedanke half uns in den letzten Wochen bei der Auswahl der Aufschrift für ein Plakat, mit dem wir unseren deutschen Nachbarn zum 20. Jahrestag des Mauerfalls gratulieren wollen. Neun Drachen in den Nationalfarben der Länder, die 1989 oder kurz danach „in die Freiheit aufstiegen“, vermitteln die wesentliche Botschaft von 1989: „es gelang uns gemeinsam“. Damals konnten wir zu einer Gemeinschaft werden, die nicht „gegen“ jemanden entstehen muss und die ohne Abgrenzungen gegen „Fremde“ auskommt. Deshalb ist es schon wichtig, in welchem Verständnis wir über 1989 sprechen, und wie wir dieser Ereignisse gedenken. Sind wir imstande, aus der national-heroischen Perspektive auszubrechen? Oder, um es mit anderen Worten zu sagen: Sind wir imstande, das Vermächtnis von Peter Bender zu erfüllen?

Die Mauer ist ja nicht von alleine gefallen. Dem politischen Umbruch ging eine faszinierende Geschichte der Oppositionsbewegungen in unserer gesamten Region voraus. Sie ist auch eine Geschichte darüber, wie man eine autoritäre Macht ideologisch zu entwapfen suchte. Da waren Adam Michnik in Warschau und Václav Havel in Prag mit ihrem Konzept der „Antipolitik“ – einer auf Werte, statt Parteipolitik bezogenen Basisdemokratie. Bevor Michnik zu einer Legende für uns wurde, waren mutige Dissidenten aus der Sowjetunion

seine Vorbilder gewesen. Viele in der Region haben sich gegenseitig gestärkt und begonnen, ein Wir-Gefühl zu entwickeln. Da waren auch die Demonstrierenden in Leipzig mit ihren Parolen „Wir sind das Volk!“ und „Keine Gewalt!“. Und genau das ist die Geschichte, die wir uns in diesem Jubiläumsjahr erzählen sollten. Wie sonst wollen wir „das Friedliche“ der friedlichen Revolution überhaupt erklären? Und wenn die friedliche Revolution Eingang in das europäische Gedächtnis findet, erhalten wir doch eine wichtige Grundlage für unsere gemeinsame, europäische Politik. Nicht nur Öl oder Gas besitzen die Eigenschaft, Menschen zusammen zu halten, sondern auch gemeinsame Werte.

Meine Damen und Herren,

Polen und Deutsche haben in diesem Jahr auch eine optimistische bilaterale Geschichte zu erzählen. Eine Geschichte darüber, dass wir 1989 neue Chancen erhielten und diese auch nutzten. Zwanzig Jahre danach sollten wir uns daher noch ein paar weitere Fragen stellen. Was hätten wir aus diesen Chancen gemacht, wenn wir nicht durch das Gespräch in den Sechzigern und Siebzigern bereits vorbereitet gewesen wären? Wo wären wir ohne die mitfühlenden Gesten und Kontakte der christlichen Kreise? Wo wären wir ohne den Warschauer Vertrag von 1970 und seine politisch-rechtlichen Konsequenzen? Oder ohne das politische Werkzeug der KSZE? Wo wären wir ohne die sozialen und psychologischen Folgen der Ostpolitik? Wo wären wir ohne Peter Bender?

Es macht nach wie vor Spaß, Peter Benders Thesen zu diskutieren und mit ihm zu streiten. Bis jetzt habe ich Zitate hauptsächlich aus seinem letzten Buch „Deutschlands Wiederkehr“ verwendet. Davor war einige Zeit Amerika sein großes Thema. In einem Interview für das Magazin „Dialog“ im Jahre 2003 versuchte er verzweifelt, die polnische starke Neigung zu den Vereinigten Staaten ein bisschen zu verstehen und historisch abzuleiten. Er zeigte sich aber zuversichtlich, dass Polen letztlich - ähnlich wie die alte Bundesrepublik - „von einem unkritischen Anhänger zu einem selbstbewussten und kritischen Verbündeten der USA wird.“ Ich freue mich, Peter Bender – der heute bestimmt auf uns schaut – darüber zu informieren, dass wir vor kurzem eben diese Phase in den polnisch-amerikanischen Beziehungen erreicht haben. Und das hat weder etwas mit Raketen noch mit Abwehrraketen zu tun. Auch nicht mit dem schlechten Charakter der Polen. Es ergibt sich vielmehr aus dem natürlichen Lauf der Dinge, aus der Ungleichzeitigkeit mancher Prozesse und Debatten in Polen und in Deutschland. Peter Bender trifft ins Schwarze, wenn er angesichts der deutsch-polnischen Missverständnisse – gelassen – auf diese Gesetzmäßigkeit verweist. Wir führen manchmal identische Debatten und machen Ähnliches durch, nur eben zu einem unterschiedlichen Zeitpunkt. Wenn wir diesen Umstand mehr berücksichtigten, ersparten wir uns manches Kopfschütteln.

Was die unheilbare proamerikanische Haltung der Polen angeht, möchte ich eine Erklärung aus der Zeit vor zwanzig Jahren hinzufügen. Damals versuchte der Finanzminister, Leszek Balcerowicz, unsere Wirtschaft vom Kopf auf die Füße zu stellen. Ich erinnere mich an eine Tagung, auf der die deutschen Wirtschaftsexperten wenig Verständnis für seine Reformen zeigten. Sie rümpften nur ihre Nasen und glaubten nicht recht, dass es uns gelingen könne. Ganz anders die Amerikaner - sie sagten uns: „Ihr seid fantastisch!“. Wir fanden ihr Urteil sehr zutreffend.

Meine Damen und Herren,

Wir sagen manchmal, dass das erweiterte Europa endlich mit zwei Lungen atmen kann. Das frühere Europa, mit einer amputierten Lunge, ist keine Lieblingserinnerung der Polen. Deshalb freuen wir uns über das Zusammenwachsen beider Teile des Kontinents. Aber noch mehr darüber, dass sich nun Ost und West ihre Geschichten erzählen können.

Peter Bender hat uns mit seinem Leben und Werk eine der schönsten Ost-West Geschichten erzählt. Ohne ihn wäre vieles im deutsch-polnischen Verhältnis anders gewesen oder gar nicht erst geschehen.